Zwischenruf

Die Wahl von Maria Jepsen zur Bischöfin am 4. April dieses Jahres ist – zumindest innerkirchlich – sicher ein Markstein. Nach Nordamerika und Neuseeland nun die erste Bischöfin in Europa, nach den Methodisten und Anglikanern nun auch die Lutheraner mit einer Bischöfin. Auch wenn es heißt, nach über 20 Jahren Frauenordination sei dies eine Selbstverständlichkeit: für viele Frauen ist diese Wahl Anlaß zur Freude und auch zu ein bißchen Genugtuung. Lange genug haben Frauen schließlich gewartet, genügend Anläufe sind gemacht worden, und zuviele erniedrigende Bemerkungen haben Frauen über sich ergehen lassen müssen, bis man endlich eine deutsche Lutheranerin Bischöfin werden konnte. Die Wahl von Maria Jepsen ist nicht plötzlich vom Himmel gefallen, sondern ein Schritt auf einem langen mühsamen Weg in Richtung auf Partizipation in der Kirche, den Frauen seit vielen Jahren gehen. „Wir sind stolz auf Maria Jepsen", sagte Aruna Gnanadason, Leiterin der Frauenarbeit beim Ökumenischen Rat in Genf, und das heißt doch wohl: stolz auf die Frauen – und Männer – die diese Wahl einer Frau zur Bischöfin ermöglicht haben.

In die Freude über die Wahl mischt sich aber doch auch Besorgnis. Frau Jepsen übernimmt ein Amt, das bisher nur von Männern geprägt wurde. Längst haben Frauen in der Politik erklärt, sie übernehmen nur noch Posten in einem bestimmten Arbeitsbereich, wenn mehrere Frauen gleichzeitig antreten. Eine Frau allein kann Strukturen gewiß nicht verändern. Eine Frau allein kann auch ein Bischofsamt und die Erwartungen an ein solches Amt nicht verändern, so viele gute Vorsätze sie auch haben mag. So wird es unweigerlich an einigen Punkten den „Thatcher-Effekt" geben, das heißt Situationen, in denen eine Bischöfin reagieren muß wie jeder andere Bischof auch. Dann wird es wiederheißen: Nun habt ihr eine Frau und seht doch, sie macht es auch nicht besser! (Gleichzeitig steht zu befürchten, daß mit dieser einen Wahl Frauen auf Jahre bei anderen Wahlen vertröstet werden.) Diese Überbelastung der Erwartungen an Frau Jepsen muß von ihren Schultern genommen werden. Wie auch das Pfarramt, so wird sich das Bischofsamt nur langsam verändern, je mehr Frauen Bischöfinnen sind, und je mehr die Kirche sich für Frauen und für feministische Anliegen öffnet. Mit der Wahl am 4. April ist ein Signal gesetzt, aber noch keine Veränderung garantiert. Die Aufgabe bleibt vor wie nach dieser Wahl die Veränderung der Bedingungen für Beteiligung an Entscheidungen in der Kirche. Wie finden Entscheidungen statt? Liegt die Macht bei den Strukturen? Was ist das Verhältnis von Herrschaft und Dienst in der Kirche? Wie wird die Kirche zu einem Lebenszusammenhang, der Raum läßt für Kreativität und Phantasie, für ganzheitliche Ausdrücke von Leben, für Reden und Handeln?

Die Wahl der ersten Bischöfin in Deutschland ist also ein Schritt, sie ist ein Symbol dafür, daß Frauen dabei sind, den Weg durch die Institution zu beschreiten. Wer aber genau hinsieht, wird bemerken, daß zwischen den Pfarrerinnen und Synodalinnen, die auf verschiedenen Ebenen inzwischen agieren, und der Bischöfin in Hamburg ein weites Feld der Männerdominanz liegt. Im Rat der EKD, der EKD-Synode, den Etagen der Oberkirchenräte in den Landeskirchen und bei der EKD sind Frauen noch immer die Ausnahme. Die entscheidenden Beratungsgremien in Fragen von Finanzen, Bauen, Liturgie und auch Theologie sowie der theologische Hochschulbereich sind bis auf wenige Ausnahmen mit Männern besetzt. E i n e Frau macht wahrhaftig noch keine Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche. E i n e Frau kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß vielen Frauen der Weg in der Institution zu steinig ist und zu langsam begangen wird – sie wandern aus, sie suchen nach neuen Formen von Kirche-sein außerhalb der verfaßten Kirche. Die Frauen, die noch an die Veränderungsfähigkeit der Kirche glauben, haben es weiterhin schwer – in der Institution wie auch gegenüber denen, die die Institution aufgeben. Die Wahl von Maria Jepsen ist eine Art Rose für sie neben dem täglichen Brot der Arbeit als Frau in der Kirche.

Wer dann aber die wütenden Beschimpfungen und wilden Ausbrüche von evangelikalem Protest gegen die Wahl einer Bischöfin als Symbol all dessen, was feministische Theologie in den letzten Jahren geleistet hat, liest (vgl. z. B. FR 14. 4. 1992, S. 4), der bleiben die Bedenken im Halse stecken. So ist es wahrscheinlich richtig, aufmerksam und solidarisch den Weg der ersten Bischöfin zu begleiten und dabei realistisch zu bleiben. Die Wahl ist und bleibt ein Hoffnungszeichen aber insofern, als sie zeigt, daß die Ordination von Frauen, die Partizipation von Frauen und Kirchenleitung durch Frauen inzwischen eine breite Basis in der Kirche haben. So wird der 4. April 1992 ein Markstein bleiben, ein „Zwischenhoch" sozusagen in der ökumenischen Dekade „Kirche in Solidarität mit den Frauen".

Margot Käßmann